

Dominique Moldehn

**Tagungsbericht zur Internationalen Tagung »Im Reich der Dinge. Das Museum als Erkenntnisort«**, Deutsches Hygiene-Museum Dresden in Kooperation mit dem Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, Berlin, 6. bis 8. Mai 2004

»Die Diskurse tosen um ein stummes Objekt herum« – das schöne Wort von Peter Geimer mag als treffendes Motto für die Tagung »Im Reich der Dinge. Das Museum als Erkenntnisort« dienen, die vom 6. bis 8. Mai 2004 im Deutschen Hygiene-Museum Dresden in Kooperation mit dem Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, Berlin, stattfand. Anlass der Tagung war die Eröffnung eines Teils der neuen ständigen Ausstellung des Deutschen Hygiene-Museums, einer Sammlung, die selbst die verschiedenartigsten Objekte aus Kunst, Naturwissenschaften, Sozial- und Kulturgeschichte vereinigt. Die Disparität solcher Sammlungsgegenstände, die Methoden ihrer Bedeutungszuschreibungen und ihrer -entschlüsselungen, ihre Inszenierungen und Purifizierungen fanden in den Tagungsbeiträgen adäquate Behandlung.

Welche Eigenschaften also – so könnte die erste Frage nach dem Ding lauten – prädestinieren es für einen Transfer aus der Dingwelt ins Museum und rechtfertigen eine Behandlung, die aus dem Ding ein für allemal ein Objekt, ein Sammlungs- und Ausstellungsgegenstand werden lässt? Zeichnen den Gegenstand ästhetische Qualitäten aus, ist er von kulturgeschichtlicher oder naturwissenschaftlicher Bedeutung – stets kann der Betrachter auf die erkenntnistheoretische Potenz des Gegenstands vertrauen, wie Gottfried Korff (Tübingen) in seinem Vortrag über die Ding-Hermeneutiken des 20. Jahrhunderts erläuterte. In den Dingen schlummere ein Wissenspotential, dass sich durch Aufmerksamkeit und reflexive Wahrnehmung erschließen lasse. Dingen ist – so Korff – eine Ästhetik der Anwesenheit zu eigen, sie sind affektiv erlebbar, durch sie wird man des Authentischen habhaft. Was derzeit als »Konjunktur« der Dinge, als verstärktes Interesse an der Dingwelt (vor allem in der jüngsten Kunstentwicklung) zu beobachten sei, lasse sich durch die zunehmende Medialisierung und Virtualisierung erklären, die auch Verlusterfahrungen mit sich brächten. Im Museum, als Ort und Ordnungssystem von Wissen, werden Ding und Betrachter zusammengeführt. Museifizierung bedeute »Aufheben« in dreifachem Sinn: der ursprüngliche Kontext des Dinges werde nivelliert, der Gegenstand werde aufbewahrt und schließlich in eine neue symbolische und epistemische Ordnung erhöht. Der Appell des Objekts, es zu dechiffrieren, lasse sich im Museum befolgen, da hier den Objekten eigene Räume zugewiesen werden und sie auch miteinander korrespondieren könnten.

Dieser von Korff beschriebene ungebrochene Prozess der Erkenntnisgewinnung wurde in Hans-Jörg Rheinbergers Vortrag über Präparate etwas relativiert. Denn Rheinberger (Berlin) gab zu bedenken, dass die Sichtbarkeit des Objekts nicht immer auch Authentizität und abrufbares Wissen garantieren könne. Mitunter müsse ein Gegenstand verschiedene Techniken erdulden, die seine Merkmale erst in Erscheinung brächten. Zu diesen von der Wissenschaft für die Wissenschaft hergestellten Objekten zählen die Präparate. Wie kaum ein anderes Objekt sei das Präparat geeignet, diese Herstellung von Darstellung zu demonstrieren: »Das Paradox des wissenschaftlichen Präparates besteht darin, dass die Arbeit der Zurüstung, die in seine

Darstellung gesteckt wird, genau dann erfolgreich verlaufen ist, wenn man den Eindruck gewinnt, dass sie im Objekt zum Verschwinden gebracht wurde.« Gerade die mikroskopischen Präparate und die Chromatogramme bergen zudem das Problem in sich, dass die Sichtkontrolle am lebenden, unpräparierten Gegenstück (also der Authentizitätsbeweis) nicht möglich sei. Die von Rheinberger minutiös beschriebenen Weisen, Wissen ins Bild (hier also ins Präparat) zu setzen, halten eine Erkenntnisfalle für den Rezipienten bereit: das Objekt werde nämlich in Form gebracht, bis man es hinter sich gelassen habe, die Technik selbst werde ins Objekt korporiert.

Versuche, von einem Teil des Menschen auf den ganzen Menschen, auf seine Moral, seine Lebensweise, gar sein Genialität zu schließen, stellte Michael Hagner (Zürich) in seinem Vortrag über die Schädel- und Gehirnsammlungen des 19. und 20. Jahrhunderts vor. Die Ansammlungen der Schädel zeigten, dass im Tod alle gleich seien, doch solle aus dem vermeintlich Gleichen das Ungleiche, die Besonderheit erkennbar werden. Hagner skizzierte das Projekt W.M. Bechterews, der in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts ein russisches »Pantheon der Gehirne« mit 13 »Elitegehirnen« entworfen hatte. Vergleichbar mit den Präparationen stellten die entwickelten Konservierungsmethoden von Gehirnen Kulturleistungen an Naturalien dar, welche in einen Ort geistiger Kulmination münden sollten, sich jedoch als ein Mythos von wissenschaftlicher Aufklärung entlarven ließen.

Zu vergleichbaren Ergebnissen kam Staffan Müller-Wille (Berlin) in seiner Untersuchung zur »Darstellung menschlicher Vielfalt« am Beispiel des Klassifikationsmerkmals Farbe. Haut-, Haar- und Augenfarbe hüllten »die Verhältnisse, die zwischen Rassen bestehen, in ein objektives Kleid und [geben] ihnen Gegenständigkeit und Gestalt.« Als Raster der Rassenbiologie und -ideologie diskreditiert und zudem seit der Entwicklung der modernen Genetik obsolet geworden, erfreue sich die Farbpalette Schwarz Weiß Gelb und Rot bis in die heutige Zeit langlebiger Nutzung. Das aktualisierte Modell von schwarzen und weißen Menschen scheine seinen Erfolg der Metapher des Mischens zu verdanken.

Vor diesem Problemhorizont, wie der Mensch im Museum auszustellen sei, sprachen Camille Pisani (Paris) und Gisela Staupe (Dresden) über inhaltliche und museale Vorgaben. Die gläserne Frau des Deutschen Hygiene-Museums ist als kulturhistorisches Objekt auch ein funktionstüchtiges Modell für Transparenz und Wissenschaftlichkeit, für Transparenz von Wissenschaft; eine Leitfigur, die (heute im ersten Raum der ständigen Ausstellung plaziert) seit ihrer Indienstnahme im Museum für die Wissens- und Wertevermittlung bürgen soll.

Pisani beschrieb die fundamentalen Neukonzeptionen, die das Pariser Musée de l'Homme seit seiner Entstehung erfahren hat, und schilderte die Stellvertreterrolle, die kulturhistorische Objekte (»Sachzeugen«) einzunehmen haben, wenn der Mensch als kulturelles Wesen dargestellt werden soll. In der Wissensvermittlung über den Menschen spiele der menschliche Körper eine immer geringere Rolle: der Mensch verschwinde aus der Vitrine und müsse vom Rezipienten imaginiert werden.

Als Resümée dieser Vorträge könnte das von Horst Bredekamp (Berlin) konstatierte Festhalten an Modellen und Bildern gelten, welche zwar längst überholt seien und dennoch mit größter Beharrlichkeit ihre Wirkungsmacht bewahrten. Das Modell vom »Baum des Lebens« sei solch ein noch heute aktuelles Bild, das schon von Darwin für überholt erklärt wurde. Darwin habe erkannt, dass die Metapher von

der »Koralle des Lebens« ein ungleich zutreffenderes Bild für die Evolution abgebe. Als Objekte aus der Natur seien Korallen, vergleichbar den Schädeln und Gehirnen, kulturell stark »kontaminiert«, sie seien gleichermaßen Natur- wie auch Kunstprodukt. Als literarisches und künstlerisches Motiv trügen sie schwer an ihren Symbolgehalten. Daraus folge, dass sowohl Natur- als auch Kunstgegenstände mit ihren historischen Bedeutungsfeldern im Dreischritt ikonologischer Methodik zu behandeln seien.

In der Sektion »Ordnen und Anordnen« versammelten sich verschiedene Positionen, die darlegten, wie Objekte aus ihrem angestammten Kontext gelöst und in neue (Diskurs-)Formen übersetzt werden.

Wie mit großen Quantitäten umgegangen wird und welche »Verkehrsformen« sie hervorbringen oder nutzen, zeigte Anke te Heesen (Berlin) am Beispiel des Zeitungsausschnitts. Die Zeitung als »öffentliche Verkehrseinrichtung« sei ein höchst dynamisches Medium, dem ein Teil entnommen werde, welcher wiederum in eine ihm eigene Bewegung versetzt werde, bis er endlich in einer Zeitungsausschnittsammlung zur Ruhe komme. Das Aktuelle, das der Zeitung innewohne, werde im Ausschnitt aufgehoben, um jedoch für den Nutzer und Sammler stets abrufbar zu sein und aktualisiert zu werden. Als typisches Objekt der Moderne sei der Zeitungsausschnitt geeignet, Wissensanordnungen und -neuordnungen zu generieren.

Te Heesen betonte, dass beim Nachdenken über den Gegenstand stets auch seine Prozeßhaftigkeit reflektiert werden müsse – eine Eigenschaft, die ihm zwar an musealem Ort ausgetrieben werde, die ihm jedoch im künstlerischen Prozess, von dem Ulrike Grossarth sprach, wieder geschenkt werden könne. Grossarth (Dresden) schilderte ihr Interesse an funktionslosen und eigenschaftsarmen Dingen, bestehend in ihrer Monumentalität und reduzierten Form, wofür der 1941 in Berlin entstandene »Großdruckbelastungskörper« augenfälliges Beispiel war. Die Frage nach dem »Kern der Dinge«, die sich in solchen Komplexen materialisiere, ziele auf ein metaphysisches Zentrum, führe aber in die Leere. Der Kern der Dinge hingegen sei der Raum mit seinen potentiellen Bewegungsfeldern, in denen die Gegenstände, aller Funktionen und Gerichtetheiten entkleidet, erfahrbar würden. Selbstironisch bezeichnete Grossarth ihre Anstrengungen »metaphysische Spekulationen in Form zu bringen«, als »leichten Wahn«.

Von hier aus ist der Schritt zu den »Obsessionen« kurz, von denen Harald Szeemann (Tegna) berichtete. In der Vorstellung der von ihm initiierten Ausstellungen wurde deutlich, dass die »Ding-Versammlungen«, von denen Bruno Latour (Paris) in seinem Eröffnungsvortrag gesprochen hatte, als »Weltgebungsverfahren« für den Rezipienten erlebbar seien. Die Kombinationen von Werken der Kunst und Naturgegenständen, von Dingen des Gebrauchs, Reliquien, Mythen, Versatzstücken aus dem kollektiven Bildgedächtnis entsprächen einem dialogischen Prinzip, nach dem die Dinge miteinander und mit dem Betrachter korrespondieren könnten. Dass Szeemann den Erkenntniswert dieser Gegenstände an ihren ästhetischen, sinnlichen, affektiven, impulsgebenden, ja anarchischen Qualitäten festmache (also das Wesen dieser Dinge nicht ausschließlich über die ihnen immanenten Sinnschichten definierte) mag als kritische Annotation für Kunsthistoriker zu lesen sein.

Was bleibt, sind Ephemera: Reste, Worte, Immaterielles, Gegenstände, die ihren Wert allein aus der musealen Behandlung zu schöpfen scheinen, oder aber die ganz andere Behandlungsweisen für sich einfordern.

Anhand von Dingen, die von einem Menschen übrigbleiben, von Resten oder modernen Reliquien arbeitete Peter Geimer (Zürich) die Mechanismen der Bedeutungszuschreibungen heraus. Die Tasse Heinrich von Kleists, der Spazierstock Thomas Manns, die zerbrochene Vase Marcel Prousts – all diesen Gegenständen käme durch museale Inszenierung ein Abglanz ihrer ehemaligen Besitzer zu Gute; was der Betrachter von diesen Gegenständen zu erfahren vermöge, sei nicht mehr (aber auch nicht weniger) als die Aura. Das Schlimmste, was diesen Gegenständen geschehen könne, sei die Abschreibung ihrer Bedeutung, wie es in den Fällen von enttarnten Fälschungen passiere: »Die Aura wird ausgeknipst, das Ding fällt auf den ›Nullpunkt der Bedeutung‹ (Paul Valéry) zurück.« Geimer blieb skeptisch gegenüber der Hoffnung, dass noch eine Spur der ausgelöschten Aura an dem verstummten, blinden Rest zu finden sei. Das Eigenleben der Dinge belegte er mit Zitaten von Proust und Barthes, die eine Feindseligkeit der Objekte gegenüber den Menschen konstatierten: sie ruhten in sich, als sei der Mensch nicht da.

Doch nicht immer sind es Dinge, die gerettet und musealisiert werden sollen. In jüngster Zeit ist ein verstärktes Interesse am immateriellen kulturellen Erbe zu beobachten, worüber Rosmarie Beier-de Haan (Berlin) referierte. Die Aufwertung dieser »intangible objects« finde in der UNESCO-Konvention von 2003 sowie in der Auflistung von 19 »Meisterwerken« immateriellen Kulturerbes prominentesten Ausdruck. Mit der Intention, Erinnerungen, Erfahrungen, soziale und kulturelle Verhaltensweisen in Räumen kommunizierbar zu machen, korrespondiere eine Vielzahl von Museen, Gedenkstätten und Kultureinrichtungen in Europa, die sich dem Immateriellen widmeten. Diese Orte hätten auch die Aufgabe eines gesellschaftlichen Seismographen, da sie Kontaktzonen böten, in denen sich Konflikte entzünden könnten, wie es bspw. die »Wehrmachtsausstellung« zeige. Für die Kultur der sogenannten »3. Welt« sei »Intangible« ein Kampfbegriff geworden, der die Furcht bezeichne, in einer standardisierten, globalisierten, verwestlichten Welt nicht bestehen zu können. Der Vortrag endete mit der Frage nach den Kriterien der Auswahl und den zu erneuernden Praktiken des Ausstellens dieses immateriellen Sammlungsgutes.

Das »Museum als Erkenntnisort« wird – so lässt sich abschließend festhalten – im Idealfall zum Resonanzraum für die Dinge und ihre Betrachter. Der Fülle des Vorhandenen entnommen, wird das Objekt geschützt, aufgesockelt, belichtet, vertextet. Es erfährt eine erneute Kontextualisierung, die ihm eigene Aussagekraft und Eigenbewegung zugestehen soll. Museifizierung ist jedoch kein Garant für eine funktionierende Kommunikation zwischen Objekt und Rezipient – diese Skepsis ist in vielen Beiträgen formuliert worden. So übte HG Merz (Stuttgart/Berlin) harsche Kritik an der Tendenz zur überdimensionierten Inszenierung von Ausstellungen, bei denen die Artefakte die Dekoration der Gestaltung übernehmen. Museumskuratoren hätten die Aufgabe, so Marcel Beyer, Dresden, Übersetzungsarbeit zu leisten, bestenfalls in »trockenem Pathos«. Die »nichthintergehbare Unschärfe« der Objekte (Rheinberger) sei der Motor, an den Dingen dranzubleiben. Sie haben ohnehin längeren Atem als wir.

Ein Tagungsband ist für 2005 geplant.